

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 9 (1957)
Heft: 5

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

oben auf, wenn auch nicht ohne Protest. — Das nächste Mal dürften die Kämpfe heißer werden, denn bereits haben sich Fellini, De Sica, Blasetti, Lattuada, Visconti u. a. als Konkurrenten gemeldet.

Weg eines Wunderkindes

ZS. Wir kommen diesen Winter nicht aus der Notwendigkeit heraus, bekannter Stars zu gedenken, welche aus unserem Blickfeld zu verschwinden drohen. Elisabeth Taylor wurde auf der Hochzeitsreise in Mexiko erneut von einem Wirbelsäule-Leiden befallen, das schon letzten Herbst einen operativen Eingriff erfordert hatte. Sie war damals als geheilt erklärt worden, was aber ein Irrtum gewesen ist. Gegenwärtig liegt sie in einem Spital in New York, und die Aerzte bezweifeln, daß sie wieder spielen könne, wenn nicht ein außergewöhnlich guter Verlauf der Erkrankung eintrete.

Wird sich das Wunder für das Wunderkind einstellen? Obwohl aus Kansas gebürtig, wurde sie 1932 als Tochter eines amerikanischen Kunsthändlers in London geboren, und sie hat in der Folge einen europäischen Zug nie ganz verleugnen können. Als der Krieg drohte, flog man sie aus Sicherheitsgründen zu Verwandten nach Kalifornien, wo sie auch ihre Schulen absolvierte. Ihr Vater eröffnete bald in Hollywood eine Gemälde-Galerie, und in dieser Stadt konnte ihre eigenartige Schönheit bei den Filmleuten nicht lange verborgen bleiben. Sie war gut vorbereitet; ihre Mutter, früher selbst Schauspielerin, hatte ihr schon frühzeitig Unterricht geben lassen. Mit 8 Jahren kam sie bereits zur MGM als Kinderstar. Sie lernte ihre Texte überaus leicht und spielte völlig unbefangen.

Damit schlug sie einen Weg ein, der nicht immer gute Früchte brachte. Sie führte das abgeschlossene, sorgsam behütete Leben eines kostbaren Wunderkindes, getrennt von ihren Altersgefährten. Und als sie dem Kindesalter entwuchs, erkannte die MGM, daß in ihr, kaufmännisch gesprochen, Millionen Dollars steckten. So wurde sie noch mehr von ihrer Umgebung abgesperrt, die Metro sorgte für ständige Begleitung und Führung, den Rest besorgte die Mutter, und «Lyz», wie sie im Familienkreise hieß, geriet in eine anormale Situation. Die jungen Männer ihrer Generation wurden gründlich davon abgeschreckt, sich ihr zu nähern, und auch Mädchen hielt man von ihr fern, damit diese sie nicht zu Vergnügen mitnehmen und einladen konnten.

Sie war zweifellos begabt, und man kann es den leitenden Männern nachfühlen, daß sie alles unternahm, um den in jeder Hinsicht kostbaren und vielversprechenden Schatz zu hüten. Ihre Leistung in bedeutenden Filmen, etwa im «Platz an der Sonne», wurde allgemein anerkannt. Daneben spielte sie allerdings auch in bloß kommerziellen Streifen; sie akzeptierte jeden Auftrag, was ihre Stellung in der Firma zwar stärkte, ihr aber auch Kritik eintrug. Zusammen mit James Dean, mit dem sie sich als einige der wenigen Frauen gut verstand, und der ihr vertraute, ist sie zuletzt in dem bei uns im Augenblick noch nicht angelaufenen «Giant» aufgetreten.

Elisabeth Taylor galt als ein komplexer Charakter, der offenbar sein Gleichgewicht noch nicht gefunden hatte. Ihre einseitige Fesselung an den Film seit früher Kindheit dürfte daran schuld sein. Als Hausfrau und Gattin hat sie bis heute versagt, ihr großes Haus galt als das unordentlichste und ungepflegteste der Stadt. Sentimentale Enttäuschun-



Elisabeth Taylor, schwer erkrankt, zusammen mit James Dean in einer Drehpause des «Giant».

gen konnten sie gänzlich aus dem Geleise werfen, wobei sie wochenlang in der Stadt herumirrte. Freunde, die ihr zu helfen versuchten, vermochten sie nicht zu beeinflussen. Trotz des großen Einkommens lebte sie in Schulden, da sie von der Manie großer Geschenke an Leute, die ihr gefielen, besessen war. Sie war ein Wunderkind, auf manchen Gebieten noch Kind geblieben, bei der Filmarbeit begabt und diszipliniert, aber privat jeder Regung und jedem Einfall nachgebend — auch ein Produkt unserer heutigen, entworzelten Zeit. Vielleicht verschafft ihr jetzt ihre Krankheit die nötige Muße, sich aufzufangen und zu besinnen, um vielleicht doch noch ihre Fähigkeiten wieder einsetzen zu können, aber überlegter und reifer.

DIE WELT IM RADIO

Der Kampf zwischen Radio und Fernsehen

ZS. Nicht nur die Kinos, noch mehr der Rundspruch werden durch das Fernsehen leiden — hat man geglaubt. Sicher wird die Zahl der Radiohörer sinken, die genauen englischen Statistiken sind ein Beweis dafür. Aber wird das Radio überhaupt verdrängt? Davon ist keine Rede.

Wie steht es denn in Amerika, wo das Fernsehen eine beherrschende Stellung einnimmt, Tausende von Kinos zum Erliegen brachte und noch bringt, auch der Rundspruch einen Krebsgang aufwies? Besser als vorher! Es gibt heute wieder mehr Radiosender als früher, und die Zuhörerschaft geht in viele Millionen. Die Produktion von Radioempfängern ist so groß, daß die Fernsehapparate-Fabrikanten vor Neid erblassen, 13,5 Millionen Radioapparate jährlich gegen nur 7 Millionen Fernsehempfänger. Wie gelangte der Rundspruch durch seine schlimmste Krisis hindurch und blieb unerschüttert?

Die Ursache liegt im Stoff, den er anzubieten hat, und den weder Fernsehen noch Zeitungen noch Magazine ersetzen können. Der Amerikaner hört heute durchschnittlich noch immer 3 Stunden täglich Radio. Im Auto — die Distanzen sind in Amerika viel größer als bei uns, die Straßen viel geradliniger und damit eintöniger —, bei der

Hausarbeit, bei der Siesta am Strand, beim Zahnarzt, im Garten, des Abends im Bett, stets läuft der Apparat. Er ist so einfach zu bedienen, mit einer Knopfdrehung, und vor allem kann man ihn überall mitnehmen. Es gibt immer Empfang, und zwar in großer Auswahl. Zwei von drei neuen Automobilen sind mit Radio ausgerüstet. Ein Drittel aller amerikanischen Familien besitzt neben dem Fernsehen noch zwei oder mehr Radioempfänger. Ein Fünftel der Bevölkerung besitzt zwischen drei und sieben Radios, die überall zerstreut sind, von der Küche, dem Kinderzimmer bis ins Badzimmer und das Wohnzimmer usw. Nach einer zuverlässigen Berechnung gibt es mehr Radioempfänger im Betrieb als Telephonapparate oder Badewannen. Meist handelt es sich um transportable Apparate, die von einem Raum in den andern mitgenommen werden können. Leute, die zwar einen Fernsehempfänger, aber keinen Radioapparat besitzen, gibt es praktisch überhaupt nicht.

Was wird denn gehört? An erster Stelle stehen die Nachrichten, gefolgt von Kabarettendungen, Hörspielen und Hörfolgen sowie Musik und den unvermeidlich gewordenen Frag- und Antwortspielen. Alteingeführte Nachrichtensendungen, wie z. B. die seit 25 Jahren bestehende von Firestone oder die Zusammenfassungen der CBS., werden von ungezählten Millionen angehört und haben einen unverrückbaren Platz in amerikanischen Herzen. Bei den Hörspielen und Hörfolgen lassen uns schon die Namen der Mitwirkenden aufhorchen: Jimmy Stewart,

Rex Harrison, Lili Palmer, William Powell, Catherine Hepburn usw., von den großartigen Musikübertragungen nicht zu reden.

Ueber hundert neue Radiosender entstehen jährlich, die einander an Originalität zu überbieten suchen, da freier Wettbewerb herrscht. Der 24-Stunden-Betrieb ist inofgedessen selbstverständlich, so daß z. B. auch Kranke und Schlaflose des Nachts zu jeder Zeit gute Sendungen hören können. Dazu kommt noch der Kurzwellenempfang aus den USA. An Dichte, Reichhaltigkeit und Reichweite kann sich das umständlichere Fernsehen nicht entfernt damit messen.

Ausschlaggebend für die Behauptung vor dem Fernsehen war allerdings die starke Zunahme spezifischer Ortssender. Immer mehr ist der Rundspruch in Amerika zum Pfeiler des öffentlichen Lebens in den Gemeinden geworden. Seine Wurzeln reichen deshalb viel tiefer hinab, als das Fernsehen. Die Ortssender sind es, welche das Radio vor dem Fernsehen errettet haben. Sie waren es, welche in den einzelnen Städten Feldzüge starteten für neue Bibliotheken, für Straßenbauten, für Schwimmbäder und Sportplätze. Ihre Mikrophone werden laufend den Vereinen zur Verfügung gestellt, den Kirchen, Schulen, Klubs, beruflichen Organisationen. Die Lokalnachrichten haben einen immer größeren Anteil an den Radiosendungen und betragen heute 40% der gesamten Sendezeit einer durchschnittlichen Radiostation überhaupt! Das Radio ist in jeder Gemeinde zum respektierten *Mitbürger* geworden, es hat die Kinderkrankheiten, welche dem Fernsehen noch immer leicht anhaften, längst überwunden.

Dazu ruhen die Radio-Leute nicht. Alle Kräfte, die sich irgendwie zur Herstellung guter Sendungen eignen, werden herangezogen, koste es, was es wolle. Winzige Empfänger, nicht größer als Zündholzschachteln oder ein Zigarettenpäcklein, befinden sich in Entwicklung. Man arbeitet an länger dauernden Batterien für tragbare Empfänger. Die Empfangsqualität wird ständig zu verbessern gesucht. Gewiß, in Amerika zählt man keine Radiogebühren, die Stationen leben von Reklame. Doch die Ablehnung jedes Monopols, der freie Wettbewerb der Sendungen, der konsequente Ausbau eines dichten, jeden Bürger interessierenden Ortssendernetzes, die sorgfältige Pflege der auch in Amerika nicht häufigen Radiobegabungen, haben es, zusammen mit einigen, nur dem Radio eigenen Bequemlichkeiten, vor der Ueberwältigung durch das Fernsehen gerettet.

Von Frau zu Frau

Unterbäch

EB. Womit denn sollten wir uns beschäftigen, wenn nicht mit Unterbäch, mit Siders, Martigny, Lugano usw.? Vor allem aber mit Unterbäch. Die einen nennen es ein Thema für eine Fasnachtszeitung; ich würde es eher ein Thema für eine Novelle nennen. Es fehlt uns nur ein Gottfried Keller, der sie schreibt.

Viel wird gestritten; das Problem hat viele Facetten. Aber eine Portion Achtung für den Gemeinderat dieser Berggemeinde, von der wir vorher kaum wußten, daß sie existiert, bleibt immer übrig. Man mag nun über die Berechtigung zur Tat denken, wie man will, so bleibt der mutige Entschluß: Wir wollen in unserer Gemeinde tun, was wir für richtig halten. Wir wollen unsern Frauen die Möglichkeit geben, über den Zivilschutz abzustimmen, der sie doch so sehr angeht. Nirgends steht geschrieben, sie dürfe es nicht, in keinem Paragraphen der Bundesverfassung. Aber der Staatsrat ist dagegen. Es sei Willkür.

Und nun beginnen rechtliche Probleme aufzusteigen: Darf man einen Paragraphen nach hundert Jahren einfach anders, ganz neu auslegen? Hat nicht die Gewohnheit ein Recht geschaffen, das nicht umzustürzen ist? Gilt es nicht, die Ordnung in der Freiheit zu wahren? Oder haben wir uns Ketten in der Freiheit geschaffen? So eine kleine Gemeinde Unterbäch ist in die Schranken zu weisen, in die sie gehört; sie hat nicht autonom zu befinden in eidgenössischen Belangen. Aber sie ist «vom Berg», knorrig — und hält fest.

Selbst wenn man das Vorgehen verurteilen müßte, kann man sich einer kleinen Freude über das selbständige Urteil nicht erwehren. Man kennt heute soviel stures Nachlaufen der Menge ohne eigene Gedanken, daß einem dieses Aufstehen recht erfrischend vorkommt. «Wir wollen nit in dem Ding syn.»

Beinahe ist das eigentliche Thema hinter diesem Problem des Ordnungsprinzips ein wenig verschwunden. Das Thema heißt ja: Frauenstimmrecht, und es heißt: Zivilschutz. Wenn man je die Stimmabgabe der Frau nicht zu «fürchten» brauchte, so wäre es sicher bei der Abstimmung über den Zivilschutz. Aus ihrer ganzen Natur heraus ist ja die Frau dazu da, das Heim und ihre Kinder zu beschützen und zu behüten; wenn eine Frau überhaupt noch Frau genannt werden darf, so wird sie dies als eine Selbstverständlichkeit betrachten, und es ist bitter, daß die Welt so in ihr Heim eingreift, daß sie ohne besondere Schulung oder doch Anleitung dies nicht mehr tun kann. Vielleicht reagiert sie gerade darum so heftig gegen einen «Befehl» in dieser Beziehung. Sie will sich nicht vom Mann in ihrem ureigenen Bereich befehlen lassen, sie will nicht, daß man in ihrem eigenen Lebenszweck, in ihrem Beruf über sie verfügt. Es ist eine Demütigung ohnegleichen. Diese Demütigung erreicht andere Tiefen als jene, in denen das Thema Frauenstimmrecht sich bewegt. Frauenstimmrecht ist, wenn man so will, eine Sache des Verstandes; diese Abstimmung aber geht bis weit hinunter ins Gefühl, ins Sein und ins Wesen. Die Rebellion kommt darum nicht einfach vom Verstande her; nicht Suffragetten allein rebellieren innerlich oder äußerlich — sehr weibliche und weiche Frauen fühlen sich unangenehm berührt.

Aber nun kommt eine gutgemeinte Geste: die Frauen dürfen «konsultativ» mitstimmen. Einige Gemeinden haben sich zu diesem «großherzigen» Schritt entschlossen. Ich finde diesen Schritt alles andere als großherzig. Es kommt mir vor, wie wenn die Mutter Waschtag hat und das kleine Mädchen darf an einem Zuberchen und einem Miniatur-Waschbrett ein sauberes Nastüchlein waschen. Es darf so tun als

ob. Nicht einmal ein schmutziges Nastüchlein gibt man ihm in die Hand. Und was ein rechtes Mädchen ist, wird von diesem Spiel weglaufen, wenn ihm die Mutter nicht noch etwas Rechtes in die Hand gibt. Ein solches unechtes Spielchen erlauben uns die Männer jener Gemeinden. Ich glaube, ich hätte Mühe, mitzuspielen und würde höchstens mitspielen, weil bei einer Weigerung sehr falsche Schlüsse gezogen werden könnten. Ach, ich weiß nicht, wozu ich mich entschließen würde. Wir wollen annehmen, daß es jene Männer wirklich gut gemeint haben und daß sie auf ihre Weise zeigen wollen, daß die Frauen mitreden könnten. Vielleicht ziehen sie ja nur die Konsequenzen: Man darf nun einmal einen Paragraphen nicht so interpretieren, wie es einem gerade paßt. Seht, wir tun, was wir können; wir zeigen, daß wir eigentlich möchten.

Ich habe einmal in diesen Seiten über meine persönliche Einstellung zum Frauenstimmrecht gesprochen und habe vielleicht da und dort ein wenig Kopfschütteln erzielt. Ist eigentlich nicht das Thema «Unterbäch» ein Zeichen dafür, daß trotz aller Unmöglichkeit, eine «Andersberechtigung» durchzuführen, die Tatsache eben doch immer wieder zum Ausbruch kommen wird (und muß), daß die Frau anders ist und anders denkt als der Mann? Es wird noch viel Verstehen und Lernen brauchen, auf beiden Seiten.

Die Stimme der Jungen

Der Sinn liegt unter der Haut

chb. Wer den Spielplan unserer Kinotheater aufmerksam liest und sich über die einzelnen Filme, die er selber gesehen hat, jeweils seine Gedanken macht, kommt zu in mancher Hinsicht eigenartigen Feststellungen. Eine davon ist der Anlaß zur nachfolgenden Betrachtung.

Im Laufe der letzten ein, zwei Jahre scheint ein neuer Filmstil aufzukommen. Dergestalt geschaffene Filme lassen sich auf zweierlei Weise betrachten. Einerseits äußerlich, wobei man in ihnen nicht mehr sieht, als was die Handlung aussagt, andererseits gleichsam innerlich, indem man der Absicht, welche hinter dem bewegten Bild steckt, nachzuspüren beginnt. Gewiß, diese Unterscheidung ist nicht eigentlich neu, gehört doch das Sichtbarmachen von Gedanken durch Bilder zu den wesentlichsten Stilmitteln der Filmkunst. Aber die Untersuchung gewisser neuer Filme auf diesen Umstand hin beweist, daß dieses Mittel, das früher für einzelne Bilder oder Sequenzen Bedeutung hatte, heute auf den ganzen Film ausgedehnt und angewandt wird. Ein Beispiel:

Wenn in Nr. 3, 1957, unserer Zeitschrift RL auf der Seite des Theologen Jean Renoirs jüngsten Film «Elena et les hommes» als eine banale Schmiererei, die einzig zur Verherrlichung der Schönheit Ingrid Bergmanns geschaffen worden sei, abtut, so scheint er den Film nur auf sein Äußeres hin geprüft zu haben. Spürt man, wenn man tiefer in sie hineinhort, in dieser geistvollen Farce, deren satirische Bissigkeit eines Voltaire, deren rührender Zauber des Märchenzählers Perrault würdig wäre, wirklich nichts Bedeutsames, nichts von dem dräuenden Gefühl der Unsicherheit und der Angst, das uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts beherrscht? Auch wenn die Entwicklung seiner geistigen Haltung, zu welcher das Bewußtsein der Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit menschlichen Seins Renoir geführt hat, eine materialistisch-nihilistische Lehre predigt, die wir nicht anerkennen, läßt sich dem Film geistige Schwere nicht absprechen. Der durch einen Zufall berühmt gewordene General, der für nichts in der Welt ein Held sein möchte, sein Freund und Gegenspieler, der Graf, den die Langeweile von Maskerade zu Maskerade treibt, und die zwischen den beiden und noch einigen andern stehende polnische Prinzessin, die als Verkörperung irdischer Schönheit und Liebe nie weiß, wo sie eigentlich hingehört — sie sind Gestalten, die einsam auf seltsame Weise groß zwischen all den bunten, im wirbelnden Treiben der belle époque dem flüchtigen Genuß des Augenblicks nachjagenden Menschenkindern stehen. Diese drei wissen, daß Leben mehr heißt als Sein, aber sie sind unfähig, zu jenem tieferen Sinn vorzudringen.

Auch Luis Bunuel, der Schöpfer surrealistischer Experimente, eindrucklichster Dokumentarfilme und neuerdings wieder verschiedener Spielfilme, die im Zeichen eines surrealistischen Neo-Realismus stehen, hat sein gegenwärtig in der Schweiz gezeigtes Werk «La mort en ce jardin» in eine Hülle gesteckt, die von vielen auch gleich für die Substanz gehalten wird. Dabei drückt dieses schwülstige, vordergründig einfach scheinende exotische Abenteuer eine aktuelle Geisteslehre aus: das künstlerische Schaffen im Zerstören, beherrscht von der Situation unserer ruhelosen, sicherungsbedürftigen Welt, deren Kern es zu finden gilt. Den Pessimismus seiner Weltanschauung erklärt Bunuel aus der Unvereinbarkeit von Göttlichem und Menschlichem.

Nicht die Frage, ob es gelungen sei, diese Geisteshaltung überzeugend sichtbar und spürbar zu machen, sondern allein die Tatsache — die sich um Beispiele wie Fellinis «Il Bidone» u. a. erweitern ließe —, daß in vielen der heute gedrehten Filme mehr steckt, als oft auch der gewandte und gebildete Filmbesucher entdeckt, beschäftigt uns hier.

Ist den Herstellern dieser Umstand überhaupt bewußt? Ist es eine indirekt sich auswirkende Zeiterscheinung oder arbeiten Autor und Regisseur die Ganzheit ihres Filmes so aus, damit er gleichzeitig dem geistig anspruchsvollen und dem unterhaltungssüchtigen Publikum gerecht werde? Ist es eine Konzession an die kommerziellen Belange der Filmindustrie oder eine zwar konsequente, aber gefährliche Weiterentwicklung eines filmischen Stilelementes? Gefährlich deshalb, weil die Form auch des in dieser Hinsicht vollendet gestalteten Filmes nicht der vielleicht erwarteten vollendet filmischen Form entspricht. Jene Einheit von Gestalt und Gehalt, die den Wert eines jeden Kunstwerkes ausmacht, kommt nicht mehr zustande. Dieser Stil offenbart eine Diskrepanz, die zu umstrittenen Meinungen und endlosen Diskussionen führt. Bedenken ruft diese zwiespältige Ausdrucksform aber auch deshalb hervor, weil sie dazu verführt, einzelne Filme falsch zu deuten und Gegnern der Filmkunst Argumente liefert, zu behaupten, das geistige Niveau der gegenwärtigen Filmproduktion stünde tiefer, als es in Wirklichkeit der Fall ist.